

Utta Danella

**Vergiss, wenn du
leben willst**

Roman



Cornelia

Josef, der Hausdiener vom »Schwarzen Bären«, ist der Erste in Dornburg, der die Fremde zu sehen bekommt. Am frühen Nachmittag ist es, so gegen drei; er steht vor dem Portal des Hotels, die letzten Mittagsgäste haben das Haus verlassen, und nun ist es still auf dem Marktplatz, ein paar Wagen parken da, alles Einheimische, keine Fremden darunter. Die Dornburger sind wieder unter sich, keine Urlaubsgäste mehr. Und ein schöner Herbst ist dieses Jahr, windstill ist es, südlich weich die Luft. Der Josef lässt sich die milde Oktobersonne auf den Kopf scheinen, unterdrückt ein Gähnen und blinzelt schläfrig.

Da sieht er den Wagen kommen. Er kommt von Norden her, rollt langsam über den Marktplatz, biegt in eine Parklücke ein und hält.

Eine Weile rührt sich nichts. Der Josef späht hinüber. Ein heller, fast weißer Wagen ist es, ein französischer, wie ihm scheint, so genau kennt er sich mit Automarken nicht aus. Schließlich öffnet sich die Tür, und der Fahrer steigt aus. Oder vielmehr die Fahrerin. Josef richtet sich auf und nimmt die Schultern nach hinten. Ein Gast! Ein Gast für den »Schwarzen Bären«, das erkennt er sofort.

Die Frau bleibt einen Moment, wie unschlüssig, neben dem Wagen stehen; sie betrachtet die mittelalterlichen Fassaden der Häuser, die den Marktplatz umgeben, zuletzt haftet ihr Blick auf dem »Schwarzen Bären«.

Während sie auf ihn zukommt, hat Josef Zeit genug, sie zu betrachten. Eine große, gut gewachsene Frau. Sie hält sich gerade, geht gelockert und diszipliniert zugleich; alles an ihr beweist die Frau von Geschmack, das Tweedkostüm, die Schuhe, die Tasche unter dem Arm; eine teure, unauffällige Eleganz, die Kleidung, Haltung und Auftreten gemeinsam schaffen. Josef ist durchaus in der Lage, das zu beurteilen, vielleicht nicht im Einzelnen, aber als Gesamteindruck. Er hat lange Erfahrung, denn der »Schwarze Bär« ist ein erstklassiges Hotel, eins mit drei Sternen, und sein Besitzer ein Mann von Kultur und Haltung, der seine Mannschaft gut geschult hat. Das Gesicht der Fremden ist genauso, wie Josef es erwartet hat. Klar geformt, schmal, die Brauen hochgebogen, der Blick ernst, fast abweisend; ein kühler, ein wenig hochmütiger Mund, eine hohe Stirn, glattes dunkelblondes Haar. Sie ist nicht mehr jung, diese Frau, aber von jener Art, der das Älterwerden nicht viel anhaben kann.

Sie bleibt vor ihm stehen, und Josef macht eine kleine Verbeugung.

»Haben Sie ein Zimmer frei?«, fragt sie.

»Bitte sehr«, erwidert Josef. »Selbstverständlich, gnädige Frau. Wir haben Zimmer frei.«

Sie reicht ihm ihren Wagenschlüssel. »Holen Sie bitte mein Gepäck, und bringen Sie den Wagen in die Garage.« Und dann tritt sie an ihm vorbei durch die offene Tür in das alte Gewölbe, das dem »Schwarzen Bären« als Halle dient. Beeindruckt blickt Josef ihr nach. Was für eine Frau!! Gibt ihm den Schlüssel, gibt ihm kurz ihre Anweisungen und verschwindet. Offenbar hält sie es für selbstverständlich, dass er Auto fahren kann. Er kann es nicht. Er ist seit dreißig Jahren im »Schwarzen Bären«, und es war niemals notwendig, dass er ein Auto lenkte. Jetzt wird er es auch nicht mehr lernen. Muss er also diesen frechen Burschen, diesen Charly, zu Hilfe holen. Der kann natürlich fahren, obwohl er gerade neunzehn Jahre alt ist und außer einem großen Mundwerk nicht viel zu bieten hat. Charly! Das sagt alles, eigentlich heißt er Karl. Aber ein so normaler Name ist dem Grünzeug heutzutage nicht mehr fein genug.

Er trabt hinüber zu dem weißen Auto und holt das Gepäck der Dame, es ist nicht viel, zwei helle Lederkoffer, eine große Tasche.

Beim »Empfang« angekommen, sieht er, dass der Chef selber da ist. Eigentlich ist jetzt die Stunde seiner Siesta, aber der Josef wundert sich trotzdem nicht über seine Anwesenheit. Es ist komisch – aber irgendein sechster Sinn scheint ihm jedes Mal zu verraten, wenn interessante Gäste kommen; da ist er immer zur Stelle.

In seiner typischen Haltung, ein wenig vorgebeugt, was sehr verbindlich wirkt, ein diskretes Wohlwollen im Gesicht, so steht er vor der schönen Fremden, und Josef hört ihn sagen: »Ich werde Ihnen die Zimmer zeigen, gnädige Frau.« Also ein besonderer Gast! Wenn der Chef die Zimmer selber zeigt, bedeutet das eine Auszeichnung, wie das Personal des Hauses sehr wohl weiß.

Clementine, die junge Hotelsekretärin, steht hinter dem Pult und gibt sich wie immer Mühe, Würde und Überlegenheit auszustrahlen. Wie meist gelingt es ihr nur unvollkommen. In ihrem zarten, noch unbeschriebenen Mädchengesicht mischen sich Neugier und Bewunderung. Sie schiebt den Meldezettel näher, doch der Chef winkt kurz ab. »Das hat Zeit. Die gnädige Frau kann sich später eintragen.« Er weist mit der Hand zu der breiten Treppe im Hintergrund. »Darf ich bitten, gnädige Frau? Leider haben wir keinen Fahrstuhl. Aber wir gehen nur in den ersten Stock. Ich darf vorangehen?«

Die Fremde dankt mit einem kleinen Nicken und folgt ihm zur Treppe.

Clementine beugt sich weit über das Pult und sieht ihr nach. Tolle Beine! Lang und schlank und gerade. Und eine fabelhafte Figur!

»Na, na«, meint der Josef, »fall nicht vornüber. Kennst du sie denn?«

Clementine löst den Blick von der Treppe und sieht den Hausdiener böse an. Sie ärgert sich immer, wenn er sie duzt. Es verträgt sich nicht mit ihrer Würde als Sekretärin und zeitweiligem Empfangschef eines Hotels vom Range des »Schwarzen Bären«. Bei solch einer Gelegenheit beschließt sie dann immer, Dornburg zu verlassen und sich anderswo eine Stelle zu suchen. Hier wird man sie nie respektieren. Wenn schon der Hausdiener es wagt, sie zu duzen.

Sicher, der Josef hat sie schon gekannt, als sie noch ein kleines Mädchen war und mit dem Schulranzen auf dem Rücken Samstagmittags kam, um ihren Vater vom Frühschoppen abzuholen. Dann durfte sie am Weinglas nippen, der Apotheker zog sie an ihren blonden Zöpfchen und fragte: »Nun, Titchen, hast du heute nicht nachsitzen müssen?«, und der Josef, der am Eingang stand, wenn die Herren gingen, lächelte sie an, und sie machte einen tiefen Knicks vor ihm. Jetzt soll sie eine Autorität für ihn darstellen. Manchmal tut er ja so, als ob sie eine wäre. Aber sie ist nie ganz sicher, ob er es ernst meint. Nun macht sie also eine hochmütige Miene oder das, was sie dafür hält, und sagt: »Woher soll ich sie denn kennen? Sie hat sich ja nicht eingetragen. Sie haben ja gehört, was der Chef gesagt hat.« Und dann, ihren Ärger vergessend, nur noch neugierig: »Vielleicht ist es eine berühmte Schauspielerin? Eine Filmschauspielerin aus Frankreich? Sie hat so ein bisschen Akzent, nicht?«

Josef schüttelt nachdrücklich den Kopf. »Das ist keine Filmschauspielerin. Das ist eine Dame. Eine Frau von Welt, Titchen. So viel solltest du inzwischen hier gelernt haben, dass du das erkennst.«

»Ich heiße Clementine«, sagt sie ärgerlich. »Und für Sie bin ich Fräulein Münk. Merken Sie sich das endlich, Josef.« Josef grinst ungekränkt. »Ist schon gut, Fräulein Münk. Reg dich nicht auf, Fräulein Münk. Ich muss halt immer noch dran denken, wie du das kleine Titchen warst und immer herkamst und pieptest: ›Ist Vati da?‹« Er piept es wirklich, mit hoher Kinderstimme, und es klingt sehr komisch. Clementine findet es nicht komisch. Sie runzelt zornig die runde Jungmädchenstirn. »Das ist schließlich lange her.«

»So lange auch wieder nicht. Und viel größer bist du inzwischen nicht geworden, Fräulein Münk.«

Da hat er sie an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen. Sie wäre so gern ein langbeiniges, hochgewachsenes Mädchen geworden, sie hätte so gern eine Figur gehabt wie die Fremde, die eben das Haus betreten hat.

»Tragen Sie lieber das Gepäck hinauf, anstatt zu schwatzen«, weist sie Josef zurecht und wendet sich wieder ihrer Schreibmaschine zu.

»Bin schon unterwegs«, sagt der Josef und bückt sich nach den Koffern. Da fällt ihm noch etwas ein. »Wo ist denn der Lausbub, der Charly? Hier sind die Autoschlüssel von der Dame. Er soll den Wagen in die Garage fahren.«

»Charly hat heute Nachmittag frei.«

»Schon wieder? Er war doch erst vor zwei Tagen weg.«

»Nicht mal Auto fahren können Sie«, meint Clementine spöttisch. »Ein schöner Hausdiener für ein Hotel wie unseres.«

»Ich bin so alt geworden ohne Auto, da wird's die paar Jahre auch noch gehen.« Er nimmt das Gepäck, bewegt sich auf die Treppe zu, aber dann stellt er die Koffer noch einmal ab. »Wieso war er denn da? Schläft er denn heute nicht?«

»Weiß ich auch nicht. Plötzlich stand er da, gerade als die Dame hereinkam.«

Josef nickt befriedigt. »Er merkt's eben immer.«

»Was?«

»Wenn jemand Besonderer kommt. Wenn jemand kommt, der jemand ist. Das merkt er. Darum sind wir auch ein Hotel mit drei Sternen.«

»Ja«, sagt Clementine mokant, »nur, dass die Gäste bei uns ihr Gepäck erst eine Stunde nach ihrer Ankunft ins Zimmer bekommen.«

Mit übertriebener Geschäftigkeit steigt der Josef die Treppe hinauf. »Bin schon oben, Tinnen. Ah, Verzeihung, Fräulein Münk.«

Im ersten Stock hat der Chef inzwischen die beiden Zimmer aufgeschlossen, die ihm für den eleganten Gast angemessen erscheinen. Das große Mittelzimmer, das auf den Marktplatz hinausgeht und von dem aus man einen direkten Blick auf die gotische Fassade des »Bürgerhauses« hat, jenen alten Bau an der Stirnseite des Marktplatzes.

Das Zimmer gegenüber geht auf den Garten hinaus. Es sind die besten Zimmer des Hotels, sie sind mit wertvollen Möbeln eingerichtet und haben ein Badezimmer. Die Fremde entscheidet sich für das Zimmer zum Garten. Es wird ruhiger sein, meint sie. Der Chef bestätigt es. »Außerdem ist der Blick sehr hübsch«, fügt sie hinzu. Das stimmt. Die alten Bäume im Garten, Kastanien und Ahorn, leuchten in bunten Herbstfarben. Über ihre Gipfel erblickt man fern eine majestätische Silhouette vor dem blassblauen Himmel. »Was ist das für eine Burg?«

»Die Dornburg. Sie gab der Stadt den Namen.« Ihr Blick wird weich, bekommt etwas Verträumtes. »Ich habe so etwas lange nicht mehr gesehen«, sagt sie leise, mehr zu sich selbst.

»Es ist nur noch eine Ruine«, sagt der Hotelier. »Aber man hat von oben einen schönen Blick über das Land. Ein Teil der alten Festungsanlagen ist noch gut erhalten. Ebenso der Turm. Falls es Ihre Zeit erlaubt, gnädige Frau, sollten Sie einmal einen Spaziergang hinauf machen.« Sie

wendet sich um und lächelt. »Das werde ich tun.« Ihr Blick wandert durch das Zimmer, es ist sonnendurchflutet. »Sie haben ein schönes Hotel, Herr ...« Der Hotelier verbeugt sich dankend. »... Gruber. Vielen Dank, gnädige Frau.«

In der offenen Tür erscheint Josef mit dem Gepäck. »Haben Sie einen Wunsch, gnädige Frau?«, fragt Gruber. »Wünschen Sie noch zu speisen?«

»Nein, danke. Wenn Sie mir einen Mokka heraufschicken ließen ...«

»Selbstverständlich, gern.«

Herr Gruber verlässt das Zimmer. Josef legt die Koffer behutsam auf die Kofferständer, öffnet die Schranktür und hängt den leichten Kamelhaarmantel auf einen Bügel. »Der Wagen wird sogleich besorgt«, sagt er dann, nur um etwas zu sagen. Er hat sich das schon überlegt, er wird einfach den Tankwart holen von der Tankstelle aus der Kirchengasse. »Ich bringe den Schlüssel dann herauf.«

»Nicht nötig. Lassen Sie ihn beim Portier.« Josef schweigt verwirrt. Einen Portier besitzt der »Schwarze Bär« nicht. Aber es ist wohl unnötig, das zu erklären. Die Fremde kommt auf ihn zu, greift in die Tasche ihres Kostüms und reicht ihm ein Zweimarkstück. Josef nimmt es mit einer tiefen Verbeugung und entfernt sich, die Tür leise hinter sich schließend.

Cornelia blickt einen Moment lang abwesend auf die geschlossene Tür. Die Frage, die schon eine Weile hinter ihr herläuft, hat sie eingeholt. Was tue ich eigentlich hier?

Sie greift nach ihrer Handtasche, sucht den Kamm, tritt zum Spiegel. Dort trifft sie auf ihren Blick.

Was tust du hier?

Du bist verrückt. Du suchst ein Gespenst. Und wenn es wirklich hier umgeht, was ich nicht glaube, dann geht es dich nichts an. Dich nicht mehr. Nein. Dich nicht.

Sie hält ihren Blick im Spiegel fest. Blaugraue Augen, die sie starr ansehen.

Wen sonst? Wen – wenn nicht mich?

Diese Stadt, dieses Land ist voll von Gespenstern. Vergangenheit, die nicht leben darf und nicht sterben kann. Oder vielleicht auch sehr gut lebt, was weiß man denn? Willst du auf Gespensterjagd gehen? Geht es dich etwas an?

Du lebst ein anderes Leben. Mit anderen Menschen. In einer anderen Zeit. Was früher war, geht dich nichts mehr an. Du hast es vergessen. Vergessen, hörst du!

Ich habe es nicht vergessen. Und all die Gespenster in diesem Land – ach, was heißt in diesem Land, all die Gespenster in jedem Land, in jeder Zeit, sie gehen mich nichts an. Aber dieses eine, dieses eine ist mein Gespenst. Wen ginge es etwas an, wenn nicht mich.

Sie fährt sich mit einigen heftigen Strichen durchs Haar, zieht die Kostümjacke von den Schultern und wirft sie mit der gleichen heftigen Gebärde aufs Bett.

Ein breites französisches Bett. Zwei können darin schlafen. Gewöhnlich findet man in Deutschland solche Betten nicht, es ist eine französische Sitte. Vielleicht aber hat man hier in dieser südwestlichen Ecke ein wenig französische Bräuche angenommen. Was für ein hübsches Zimmer! Wie kultiviert eingerichtet! Darin gleicht es keineswegs einem französischen Hotelzimmer.

Sie geht wieder zum Fenster und blickt hinaus. Dieser Garten mit seinen herbstlich bunten Bäumen! Rot und Gold und Braun, dazwischen das grüne Gras. Was für Farben! Und da draußen auf dem Hügel die Burg.

Deutschland! Sie wollte nie wieder hierherkommen. Und nun ist sie da. – Sie ist in Deutschland. Sie hat es nicht auf den Flugplätzen gedacht, nicht in Frankfurt, nicht in Berlin, nicht in anderen Hotelzimmern, nicht einmal, als sie bei Thomasin am Bett saß, als sie deutsch mit ihm sprach – mit ihm übrigens als Einzigem –, in Hotels, im Flugzeug, überall sonst hat sie englisch gesprochen, ach ja, mit seiner Wirtin noch, kurz nur, gerade das Nötigste. Komisch war das, in Deutschland wieder deutsch zu sprechen. Zu Hause spricht sie es oft mit ihrer Tochter. Aber hier – hier ist das anders.

Ein fremdes Land ist es. Fremder als jedes fremde Land, in dem sie je gewesen ist.

Aber hier nun auf einmal – hier denkt sie: Ich bin in Deutschland. Ich bin – zu Hause.

Eine dumme kleine Stadt. Ein Nest, das keiner kennt. Dornburg – nie gehört. Eine typische deutsche Kleinstadt. Hügeliges Land ringsherum, viel Wald, bunte Bäume, diese komischen alten Häuser da unten und natürlich – eine Burg. Gehört wohl dazu. Ebenso wie die Leute, die hier leben. Kleine Spießbürger. Kleinstädter. Der deutsche Kleinstädter, man kennt ihn. Sie sprechen hier einen anderen Dialekt als den, den sie kennt. Aber sie sind vermutlich genauso, wie sie zu Hause waren. Sie sind in der ganzen Welt so, in Frankreich, in England, in Amerika. Überall ein bisschen anders und im Grunde einander sehr ähnlich.

Die hier also leben mit ihren alten Häusern, ihrem Hügelland, Berge und See nicht weit entfernt, sie haben da oben eine Burg, und sie haben ein sehr hübsches gepflegtes Hotel, der Hotelier ist ein Gentleman, man merkt das, sie trinken Wein – jedenfalls anzunehmen, dass sie hier Wein trinken –, ihre Frauen sind dick und engstirnig, die Männer sind es meistens auch, sie können sehr kleinlich sein und sehr giftig blicken – aber ansonsten ist alles friedlich und freundlich und freundlich und friedlich, oder jedenfalls scheint es das zu sein, und dazwischen haben sie ein paar Gespenster herumlaufen, aber keiner weiß es oder will es wissen, es stört auch keinen, und

vielleicht sind es gar keine Gespenster und sie ... »Das Gespenst bin ich«, sagt Cornelia laut gegen die Fensterscheibe. »Das Gespenst bin ich.«

Natürlich. Sie ist es, die nicht vergessen kann. Sie ist es, die immer daran denken muss. Wie eine Närrin, die nur einen Gedanken in ihrem Kopf behalten kann. Eine gefangene Maus, die ewig im Kreis in ihrem Käfig umherrennt. Ausgerechnet sie, die gar keinen Grund hat, sich über ihr Leben zu beklagen. Alles ist da, was man sich wünschen kann. Geld, ein schönes, geräumiges Haus mit Blick über die blaue Bucht von San Francisco, viel schöner als in einer so miesen kleinen Stadt. Sie hat ein Auto für sich allein, sie kann reisen, wohin sie will. Da ist Freiheit und Wohlstand und – einfach alles ist da. Ein Mann, der sie liebt, eine Tochter, ein – nun ja, eine Art Aufgabenkreis, nichts Wichtiges, aber was ist schon wichtig. Ja eben! Was ist wichtig? Gewiss nicht, dass sie hier in diesem Nest Dornburg auf Gespensterjagd geht. Das ist bestimmt nicht wichtig. Nur weil Thomasin ihr dieses Bild gezeigt hat? Ein Zeitungsbild, undeutlich wie alle Zeitungsbilder. Lächerlich, auf so etwas hereinzufallen.

»Eine Nacht«, sagt sie laut. Eine Nacht wird sie in diesem französischen Bett schlafen. Und wenn morgen die Sonne noch scheint, wird sie zu dieser alten Burg hinaufspazieren, just for fun. Und dann wieder abreisen. Zurück nach Paris und mit der nächsten Maschine nach Hause. Sie wird es Philip gar nicht erzählen, dass sie in Deutschland war. Er weiß ja, dass sie niemals wieder dahin wollte. Nach Frankreich, nach Spanien, nach Italien – sehr gern, aber nicht nach Deutschland. Irgendwie tut es ihm leid, er hat sich damals sehr wohl gefühlt in Berlin. 1945, 1946, 1947 – feine Sache, ein Sieger zu sein, auch wenn ringsum Trümmer liegen und die Menschen hungern.

»Und dann, Darling, habe ich dich kennengelernt, vergiss das nicht. That was top of all. Schönste Zeit meines Lebens. My little Corny, all lost in that awful time. All alone. Just waiting for Daddy to help her.«

Ja – die kleine Cornelia, so einsam, so allein, so verzweifelt, und der gute Philip, der einen Krieg gewinnen musste, um sie zu finden und ihr zu helfen. Und das war dann die schönste Zeit seines Lebens.

Er hat sie gefunden, er hat ihr geholfen, hielt ein wunderbares Leben für sie bereit, hatte es in der Tasche, zog es heraus, und bums – da war es! Ein herrliches Leben. Und sie kann tun, was sie will in diesem Leben. Warum hasst sie ihn dann manchmal?

Nein – nein – sie hasst ihn nicht. Das ist Unsinn. Sie ist ihm dankbar, sie hat ihn gern, sie tut für ihn, was eine Frau für ihren Mann tun muss. Sie kann ihn nicht lieben, nein, das nicht. Aber das darf er nicht merken. Er kann nichts dafür, dass er ist, wie er ist. Ein Amerikaner eben,

gesund und selbstsicher, unbelastet, so – so robust. So anders, so ganz anders als der Mann, den sie geliebt hat.

Aber das versteht er sowieso nicht. Gott sei Dank versteht er es nicht. Und sie ist ihm dankbar. Schon wegen Simone. Denn alles, was sie hat, hat Simone auch. Und das ist das Einzige, was zählt.

Mein Leben? Mein Leben ist lange vorbei. Ich bin selbst ein Gespenst. Gespenster können nicht lieben, Gespenster können nicht leben. Ach, Phil! Du hast nie gemerkt, dass ich ein Gespenst bin. Ich habe es selbst nicht gemerkt. Aber jetzt – heute – seit ich hier bin – seit ich in Deutschland bin! Es klopft. Sie fährt zusammen und blickt starr zur Tür. »Ja?« Ein älterer Ober kommt herein. »Der Mokka, gnädige Frau.«

»Ach ja, – danke.«

Sie bleibt unbeweglich stehen, sieht zu, wie der Ober die Tasse und das Kännchen sorgfältig auf den runden Tisch setzt, einen Teller mit Gebäck danebenstellt, einladend den Sessel zurechtrückt.

»Bitte sehr, gnädige Frau.«

»Danke. Vielen Dank.«

Wieder allein, öffnet sie das Fenster. Ein sonniger Oktobertag. Die Sonne scheint, die Leute hier im Hotel sind nett und höflich und gutartig, sie würden niemals Gespenster unter sich dulden. Philip ist ihr Mann und wird sich freuen, wenn sie wiederkommt. Simone ist ins College zurückgekehrt, und Allan, ihr blonder, schlaksiger Boyfriend, wird sich wieder um sie bemühen, leicht verzweifelt um sie bemühen, denn Simone – was hatte sie erst kürzlich gesagt? »Weißt du, Mum, irgendwie ist es ja komisch mit mir. Ich bin so anders als die anderen. Ich will es gar nicht – ich will sein wie sie. Aber dann will ich auch wieder nicht. Ich bin einfach anders. Ob es daher kommt, dass ich in Europa geboren bin? Aber davon weiß ich doch gar nichts mehr. Ich bin ja immer hier gewesen. Oder ist es, weil du anders bist?«

Sie hatte erst einmal schlucken müssen. »Bin ich anders, Simone?«

Und dann, nach einem kleinen Schweigen – sie hatte ihre Tochter währenddessen angesehen, dieses junge Gesicht, so vertraut, die dunklen Augen, das kurze dunkle Haar, dieser Mund, ach, dieser Mund, der sie immer an ihn erinnerte –, sagte Simone: »Wenn ich nur wüsste, wie er gewesen ist, mein Vater. Wann wirst du mir von ihm erzählen?« Und als sie schwieg, sich stumm abwandte, fuhr Simone fort: »Du hast immer gesagt: später – wenn ich älter bin. Ich bin doch jetzt alt genug. Andere, die mit mir in der Schule waren, sind schon verheiratet. Haben schon Kinder. Wann bin ich denn alt genug, um von ihm etwas zu hören?« Wann würde Simone alt genug sein, um zu hören, wer ihr Vater war, wie sehr ihre Mutter ihn geliebt hatte, was mit

ihm geschehen war? Wann würde Simone dazu alt genug sein? Wenn ich alt genug sein werde, um von ihm sprechen zu können.

»Dein Vater ist tot.«

»Das weiß ich ja. Phil sagt ...«

»Was sagt Phil?«

»Er weiß ja auch nicht viel. Er sagt, die Nazis haben ihn umgebracht. Aber das ist so lange her. Und Phil sagt, du liebst ihn immer noch.«

»Phil sagt ... Man kann Tote nicht lieben.«

Schweigen. Sie sahen einander an. Die Frau, die Simon liebte.

Und Simons Tochter.

»Und es ist wahr«, sagte Simone schließlich leise, »du liebst ihn noch!«

»Nein. Man kann einen Toten nicht mehr lieben.« Aber man kann seinen Mörder hassen.

Das denkt sie jetzt. In Deutschland. Im »Schwarzen Bären« zu Dornburg.

Kann man einen Toten lieben, noch zwanzig Jahre später? Man kann den Mörder hassen, noch hundert Jahre danach. Und wenn sie Simon je geliebt hat, dann muss sie seinen Mörder finden. Sie hat zwanzig Jahre nicht nach ihm gesucht. Thomasin hat ihn für sie gesucht. Und hat ihn gefunden. Weil auch er ihn hasst. – Hat er ihn wirklich gefunden?

Das weiß sie noch nicht. Bis jetzt hat sie nichts als sein Bild, einen Zeitungsausschnitt.

Sie zieht es aus der Tasche und sieht es an. Hundertmal hat sie es angesehen. Ein Bild von einer Ausstellung. Mehrere Männer sind auf diesem Bild zu sehen. Ein Minister besucht die Ausstellung. Neben ihm geht die Frau Minister und trägt einen Blumenstrauß. Um beide herum viele Leute. Im Hintergrund ein Messestand. Der Minister will ihn gerade besichtigen – oder hat ihn gerade besichtigt. Zwei Männer sind an diesem Stand zu sehen, sie lächeln, sie sind offensichtlich angetan von dem Ministerbesuch.

Es steht nicht dabei, wie diese Männer heißen, noch was für ein Stand das ist.

»Aber das kann man bei der Messeleitung erfahren«, erklärte Thomasin eifrig. »Das Bild ist allerdings schon zwei Jahre alt, aber das lässt sich bestimmt feststellen.«

»Und Sie denken wirklich, das ist er?«

»Ja. Sehen Sie das denn nicht, Cornelia? Wenn sogar meine alten Augen das sehen. Das ist er ganz sicher.«

»Das Bild ist so undeutlich«, hatte sie gemurmelt. »Man könnte bei der Redaktion ein besseres Bild bekommen. Sie haben sicher so etwas im Archiv.«

Das war in Berlin, vor einer Woche. Sie hatte das Bild angestarrt. Hatte gelesen, was darunter stand, immer wieder. »Vergessen Sie nicht«, sagte Thomasin, »ich bin Maler. Oder – ich war

es. Das Typische in einem Menschen, in seiner Haltung, seinen Kopf – wenn ich es einmal gesehen habe, erkenne ich es immer wieder. Er ist es bestimmt.« Wenn Thomasin recht hat. Wenn er es ist. Ein Minister schüttelt ihm die Hand. Die Mörderhand.

»Vielleicht kann man in diesem Ort da etwas herausbringen«, meinte Thomasin. »Das wäre das Einfachste. Sehen Sie, der Name ist deutlich zu lesen. Dornburg. Ich habe auf der Karte nachgesehen. Es ist ein kleines Städtchen im Süden unten, zwischen dem Bodensee und dem Schwarzwald. Hübsche Gegend muss es sein. Falls der Mann zu dem Messestand gehört, gehört er auch zu Dornburg. Der Name der Firma ist leider nicht mehr mit draufgekommen. Aber das würde sich wohl dort feststellen lassen. Falls er etwas mit dieser Firma zu tun hat. Vielleicht arbeitet er dort. Er hat bei einem Schmied gelernt, nicht?«

»Es sieht nicht so aus, als ob er als Schmied auf diesen Messestand gekommen ist.«

»Na ja, in diesen Zeiten. Heute haben die komischsten Subjekte Chancen gehabt. Nach diesem Krieg. Kann ja sein, er hat dort eine Position. Irgendetwas.«

Das interessiert Thomasin nicht sonderlich. Er ist Künstler – was Leute in einer Fabrik oder in einer Firma tun, bedeutet ihm nicht viel. Ob sie da Schmied sind oder Ingenieur – er versteht das eine und das andere nicht. »Sie meinen, ich soll da hinfahren. Nach Dornburg?«

»Das wäre das Einfachste. Dann wüssten Sie gleich, ob er es ist oder nicht ... Ich wäre selbst gefahren. Aber Sie sehen ja, mit mir ist nichts mehr los. Ich mache nur noch eine Fahrt. Die letzte. Und das bald, Cornelia.«

»Bitte«, sagt sie und legt ihre Hand auf seine kalte, knochige Greisenhand. Sie sitzt bei ihm am Bett, in der Klinik, sie hat dafür gesorgt, dass er ein Einzelzimmer bekommen hat, sie hat Geld hinterlegt, sie weiß nun, dass er wenig Geld hatte in all den Jahren, und sie schämt sich, dass sie seinen Briefen geglaubt hat, als er schrieb, es ginge ihm gut. Und jahrelang hat sie sich überhaupt nicht mehr um ihn gekümmert, um Simons alten Lehrer. War es, weil sie eben doch vergessen wollte? »Ich weiß es, Cornelia. Es macht mir nichts aus. Aber dies hier, das hat mich belastet. Aus der Welt zu verschwinden, und der soll weiterleben, nein. Das darf nicht sein. Und es kann doch kein Zufall sein, Cornelia, dass Sie gerade jetzt gekommen sind. Gerade jetzt. Neunundvierzig haben wir uns das letzte Mal gesehen, wissen Sie noch. Sie haben Grant geheiratet und gingen nach Amerika. Und sind nie wiedergekommen. Und jetzt – jetzt sind Sie auf einmal da. Seit drei Wochen habe ich dieses Bild. Ich wollte Ihnen schreiben. Und dann hatte ich den Herzanfall – aber ich bin nicht gestorben. Ich konnte nicht sterben, ehe ich Sie nicht gesprochen habe.« Der alte Mann spricht keuchend und stockend, er regt sich auf dabei, er sieht schon aus wie gestorben, seine Hände zucken, seine Lippen zittern.

Cornelia klingelt nach der Schwester, bekommt von ihr einen vorwurfsvollen Blick; der alte Mann erhält eine Spritze. Cornelia geht.